

Nr. 200 Bydgoszcz / Bromberg, 2. September 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(25 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Gyulas Augen glühen. Unverwandt haften sie auf den Lippen Willys und, wahrhaftig, die sonngebräunten Hände des starken Burschen zittern.

„Was waren seine letzten Worte?“ stammelt er. „Und wer ist der Zeuge?“

„Der Zeuge ist Lady Diana Gonzaga.“

„Die ist doch fort!“ ruft er mißtrauisch.

„Sie ist nicht fort!“

„Was wissen Sie, Herr Willy Borch?“

„Ich weiß, wo Lady Diana ist!“

„Sie wissen, wo?“ fragte Gyula ungläubig.

„Vergiß dich nicht!“ raune ich Willy zu. „Laß dich nicht hinreißen! Gyula wird alles dem Natas berichten.“

Willy fährt fort, ohne auf die Warnung zu hören:

„Geben Sie acht, Gyula, wie ehrlich ich bin: Lady Diana ist bei uns!“

„Nein!“

„Wollen Sie sich überzeugen? Kommen Sie mit uns!“

Fassungslos schaut Gyula auf Willy.

„Glauben Sie mir jetzt?“

„Und . . . die letzten . . . Worte? . . . Wie . . . waren sie?“

„Jean hat gestöhnt“, flüstert Willy, vorgebeugt in Gyulas Augen blickend wie ein Hypnotiseur, — „Ihm sagen!“ — Gyula! Wissen Sie, was Jean damit gemeint hat?“

„Herr Willy Borch“, zischt Gyula, „wissen Sie es?“

„Ja!“ sagt Willy hart. „Auch du, Fred! Nicht wahr?“

„Gewiß!“ erkläre ich — wiewohl ich nichts weiß.

„Weil ich es weiß,“ spricht Willy betont, „habe ich Sie gerufen, Gyula!“

Jener nickt finster. Wahnwitziger Haß glimmt in seinen scharzen Augen.

„Willy Borch!“ sagt er. „Sie sagen . . . Diana war dabei? . . . Lügen Sie nicht?“

„Nein.“

„Gehen wir zu Diana!“ fordert Gyula leidenschaftlich.

„Gut!“

Willy wendet sich zur Logentür.

Allein der Vertraute des Natas bleibt stehen, winkt finster ab.

„Ich sehe,“ murmelt er, „es scheint fast, als müßte ich Ihnen glauben.“

Schweigen.

Plötzlich wendet sich Gyula zur Tür.

„Ich bin mir nicht klar“, stößt er hervor, mit furchtbarer Drohung im Ton. „Aber wenn ich weiß, woran ich bin, komme ich wieder!“

„Wohin, Gyula? Tun Sie nichts Unüberlegtes!“

„Keine Sorge! Noch wird dem Natas nichts geschehen. Eher Ihnen, Willy Borch!“

Zum zweitenmal hat der Mitwisser des toten Jean unsere Loge verlassen.

Auf der Bühne rauschen jetzt Wasserfälle. Dort jagen Nixen, Tritonen, Satyre und Zentauren einander in tollem Liebesspiel.

*

„Der Bursche wird Natas warnen, Willy!“

„Ich habe alles psychologisch erwogen, Fred!“

„Willy, was hätte ich wissen sollen? Den Sinn der letzten Worte Jeans? Die keiner von uns gehört hat? Ich war ratlos. Was weißt denn du von den letzten Worten Jeans?“

„Ich? Auch nichts! Du warst ja dabei! Jean hat gar nichts mehr sagen können! Indes — vielleicht hätte er so gesagt! Ich habe versucht, eventuelle letzte Worte zu rekonstruieren. Hoffentlich mit Erfolg. Warten wir es ab!“

*

Die Riesensäle der Mammut-Bar, die alle mit enormen Wölbungen in den Ballettsaal münden, verdunkeln sich jetzt langsam zu fahlvioletter Dämmerung.

Es gehört zur Eigenart dieses Hauses, daß seine hochkünstlerischen Tanzspiele zwischen Erotischem, Phantastischem und Dämonischem wechseln. Das Schauprogramm nennt sich:

Wunschland, Spiegelwelt, Traummensch.

Über schwarzem Wasser liegt eine finstere Höhle.

Die Musik klappert in abgehackten, schauerlichen Takten.

Dunkle Gongschläge, ein dumpfes Getrommel, Drohung und Geheimnis.

Untermalung und Symbol unserer Stimmung.

Spiegelwelt?

Willy starrt in den schwarzen Schlund der Bühne.

Unsere Logentür wird aufgerissen.

Gyula!

Er tritt schweigend neben Willy, seine Augen lodern.

„Nun?“ fragt Willy. „Sind Sie sich klar geworden?“

„Ja!“

„Und?“

„Wer ist dieser hier?“ Gyula deutet auf „Lord Malburne“.

„Wünschen Sie einen Namen zu hören?“ fragt Willy. „Geben Sie etwas auf Namen?“

Gyula schüttelt den Kopf.

„Namen? Nein! Aber ich muß wissen, woran ich bin!“

„Er gehört zu uns. Sie können sorglos reden, Gyula!“

Aber er schweigt. Wir alle schweigen.

Stumme, unheimliche Tischrunde!

Endlich deutet Willy zur Bühne.

„Danse macabre!“

Dort steht — in fahlem Scheinwerferlicht — der Tod!

Ein leises Scharren in unserem Rücken.

Wieder geht die Logentür auf, langsam, bleibt halboffen stehen, scheint, wie von einem Zugwind bewegt, wieder zuzufallen.

Aber kein Lufthauch weht.

„Herein!“ ruft Willy beunruhigt.

Hohes, häßliches Gekicher.

Gyula springt vor.

„Bleiben Sie", flüstert Willy. „Ich weiß, wer es ist. Ein neuer Teilnehmer an der Gesellschaft zur Ausrottung des Sergis Natas."

„Was wissen Sie," knirscht der Pilot, „ob ich dazu gehöre?"

„Das also ist Gyula!" krächzt eine dünne Stimme unter der Tür.

Gyulas Blicke flackern über das Wesen, das — bucklig, schwarzmähnig, geschminkt, künstlich verjüngt und greisenhaft — ihm gegenübersteht. Im Schatten der Tür gleicht es einem gefährlichen Kobold.

„Woher — kennen Sie mich?" fährt der Pilot auf.

„Die Logik!" meckert jener. „Sie führt auf verschiedenen Wegen zum selben Ziel. Sie hat mich zu Yvette Marlove geleitet — und von ihr hierher . . . Oh, der Knochenmann!"

Der phantastische Logengast weist hinaus.

Dort schreitet das symbolische Gerippe, Sense und Sanduhr schwingend, grausig dräuend im Takte rasender Trommeln einher, grüßt grinsend nach links, nach rechts, zu uns herüber.

Der Krüppel neben Gyula faßt dessen Arm, zerrt daran, stößt hervor:

„Um es kurz zu machen: Ich bin German May! Und . . . Gyula . . . ich weiß alles!"

„Was wissen Sie?" keucht Gyula.

Er scheint auf alles gefaßt, zu allem bereit, wie ein lauerndes Raubtier.

„Ich weiß", spricht German May mit entsetzlichem Lächeln, „daß Jean für uns die Todesfalle gelegt und damit das Olaftheater in Brand gesteckt hat . . . und ich weiß auch . . . daß Jean Ihr Vater war! . . . Nur Ruhe, Gyula! . . . Tun Sie nichts uns! . . . Sparen Sie Ihre Wut für den, der Jean getötet hat! . . . Ja! Weggeworfen wie eine ausgepreßte Zitrone! Fort damit! Nicht schade darum! . . . Nicht, daß ich Partei für euch ergreife! Das Schicksal bewahre mich davor! Aber es paßt mir, Ihnen zu sagen, was ich weiß — das ist alles."

„Jean war Ihr Vater, Gyula!" rufe ich.

„Das habt ihr ja auch vorher schon betont!" murmelt der Bursche.

Erst jetzt verstehe ich die starke Wirkung der unbestimmten Worte Willys.

Jauchzende Fanfaren des Orchesters schmettern herein, die vieltausendkerzigen Luster der Hallen entflammen sich wieder, aus dem erstrahlenden See taucht in einer Lichtfontäne ein Wirbel blühender Jugend auf, ein Strom jubelnden Lebens umbrandet das Symbol der Vergänglichkeit, spült einen kläglichen, knöchernen sterbenden Tod hinweg.

*

Gyulas Blick sucht meinen, bohrt sich in ihn.

„Herr Fred Jansen! Sie sind das Haupt der Feinde meines Herrn."

„Gyula!" sage ich. „Wir sind uns doch im Ziele einig! Jede Sekunde ist kostbar. Wollen Sie uns gegen Natas helfen? Ja — oder nein?"

„Ich werde ihn züchtigen!"

Er wendet sich zur Tür.

„Wie?"

„Jetzt! . . . Hier! . . . Sie werden es sehen."

Seine Hand greift in die Tasche.

Wird er Natas vor unseren Augen erschießen?

Die Greisenhand German Mays umkrallt den Arm des Piloten.

„Halt! Gyula!"

„Er soll mir nicht mehr entgehen!" droht Gyula.

Das Gesicht German Mays ist verzerrt.

„Gyula! Natas hat meinen Bruder Stefan ermorden lassen! Verstehen Sie? Meinen Bruder Stefan! Ich bin erbarmungslos! Ich will selber Natas dafür strafen! Ich lasse mir nichts rauben, was mir gehört! Natas ist meine Beute! Bleiben Sie!"

Der Bursche gehorcht wie eine Bestie, die den Peitschenknall ihres Bändigers hört.

„Kein Wort!" knurrt May. „Kein Wort! Sagen Sie nur, worum ich Sie frage! Wenn Sie Natas jetzt töten, sind Sie selber verloren. Sie verfallen dem Strafgericht, ganz nach dem Gesetz der Gerechtigkeit. Ich hätte ja kein Leid um Sie, das wissen Sie so gut wie ich. Aber ich trüge Leid um Natas! Jetzt, wo er sich für siegreich hält, soll er einen Heldentod sterben? Nein! Kein Mensch entgeht seinem Schicksal. Und das Schicksal des Natas ist kein Heldenschicksal, denn er ist kein Held. Er ist ein Feigling! Und Sie, Gyula? Sind Sie nicht von Natur aus grausam? Und wollen dem Mörder Ihres Vaters einen eleganten Abgang bereiten? Sehen Sie nicht, daß das Schicksal selber Schlimmeres für Natas vorbereitet? Sein Schicksal, das er allein sich geschaffen hat? . . . Denn jeder Mensch schafft sich sein Schicksal! . . . Daß Natas sich besiegt sehen wird, verarmt, entlarvt, aussichtslos umstellt, geschändet! Daß er wird fliehen müssen und doch nicht fliehen wird können! Daß er die Qual auskosten wird, als Verbrecher verurteilt zu sein, er, der Herr des Goldes und — so glaubte er — damit der Welt! Daß er sich ein Nichts werden sieht, eine Nummer, einen von aller Welt Verlassenen, Geächteten, Verfluchten, von der Rache seines eigenen ihm treulos gewordenen Goldes Zerschmetterten! Daß er keinen andern Ausweg mehr vor seinem erblindenden Geist sehen wird als den, sich selbst zu richten — und daß er zu feige sein wird, es zu tun! Diese Rache seines Goldes, seines Schicksals, seines Willens, der sich von Anbeginn selbst zermalmt hat, da er einen Teil seines Ichs, den Selbstbefehl zur Pflicht, zum Guten, ermordet hat — diese Rache werden Sie nicht verpfuschen, Gyula!"

Gyula blickt erstarrt auf den spuckhaften Alten in der schauerlichen Maske vorgetäuschter Jugend.

„Jetzt reden Sie" Gyula!" faucht German May. „Sie haben Natas in der Gewalt! Wir wissen es. Er hat doch den Staatspräsidenten ermorden lassen! Jetzt reden Sie!"

„Ich habe Material", murmelt er.

„Was?" zischt May.

„Jean . . ."

„Ihr Vater . . ."

„. . . hat es beiseite geräumt."

„Aha! Belastendes! Für alle Fälle! Eventuell zur Erpressung — ich habe es gewußt! Darauf hat ihn ja auch Natas taxiert und behandelt! Und das Material? Handschrift der Natas?"

Der Pilot nickt.

„Was ist es?"

„Ein Stenogramm . . . mit Aufträgen . . ."

„An Jean?"

„Ja."

„Noch etwas?"

„Staatsausweise von Rußland und Asien."

„Gefälschte Ausweise?"

„Natürlich! Zur Beglaubigung der Aufträge an die Vollstrecker."

„Herrlich!" May lacht. Seine Augen leuchten. „Sie werden als Zeuge vor der Polizei aussagen, Gyula!"

Der Bursche erschrickt.

„Feig?" höhnt May. „Sie wollten doch Natas töten! Hier töten! Glauben Sie, das wäre für Sie glatter abgegangen als dies bißchen Zeugenschaft?"

„Gyula," sage ich, „Sie werden Kronzeuge sein. Damit sind Sie selbst außer jeder Verfolgung."

„Sie haben recht", erwidert der Pilot. „Ich muß Ihre Schlauheit bewundern. Ich ergebe mich Ihnen. Sagen Sie, was ich tun soll"

„Wo sind die Papiere?"

„In einem Versteck."

„Hat Natas eine Ahnung?"

„Mein Vater hat sie vor den Augen seines Herrn verbrannt. So schien es wenigstens."

„Für Natas war also Jean nur mehr der Wissende?"

„Ich glaube."

„Holen Sie die Papiere! Wie lange brauchen Sie dazu?"

„Zwanzig Minuten."

„Gut! Wir treffen uns vor dem Polizeipräsidium."

„Halt!" flüstert Willy plötzlich. „Natas hat sich erhoben. Er kommt zu uns her! Es scheint, er hat soeben unsere Anwesenheit erfahren. Schnell, Gyula, verschwinden Sie!"

Schon ist der Bursche fort.

(Fortsetzung folgt.)

Der Acker ruft.

Erzählung von Elisabeth Loerzer.

Unter den Obstbäumen des kleinen Gartens hindurch kann man den alten Adam Naujokat sehen, der auf dem Stoppelfeld, das sich leise zu einer Wiese hin senkt, den Pflug führt, etwas gebückt, umwoben vom Glanz des späten Tages und von dem zitternden, bläulichen Schleier, den der Nachsommer über die Erde spannt.

Die Bäume sind dunkel wie ein Rahmen davor, und in ihrem warmen, rötlichen Schatten steht Adams alte Frau, die „Eva" heißt im Munde der Leute, obgleich sie Euphrosine getauft ist. Wie jene erste Eva bricht sie die blutroten Äpfel vom Baum, sammelt die überreifen vom Rasen, aber mühsam nur, zuweilen leise stöhnend beim Bücken. Dann tritt sie mit der gefüllten Schürze zum Zaun und steht vor der goldenen Weite wie ein dunkles altes Steinbild in luftigem Fensterbogen.

Der alte Adam kommt langsam den Berg herauf, hält seine Pferde an und wischt sich die Stirn mit verzagtem Brummen: „Nu jeiht et all bool nich mehr. Ohl Minsch is ok bloß noch e Hupke Mest!" Keuchend steht er. Sie macht ein paar Schritte und legt ihm die Hand auf den gebeugten Rücken, und beide sehen sie über das Feld nach dem dunklen Hügel, der die sinkende Sonne gierig verschluckt. Da stehen schwarze Kreuze gen Himmel und hochgereckte Lebensbäume und ein eisernes Kirchhofsgitter. Ein Wind zieht der sinkenden Sonne nach und rührt die beiden Alten an mit kühlem Schauer. Die nicken einander wortlos zu wie heimliche Liebesleute.

Unten aber im Tal klingt eine Hochzeit mit Jauchzen und Lachen. Denn es ist Zeit dazu. Die Ernte liegt sicher in allen Scheunen.

„Wo speele sie?" fragt die Eva und rückt das weiße Kopftuch vom Ohr. „Unde!" sagt der Adam laut, „jenn' junge Mann heft Hochtid." — „De jung Mann, wo so noh ons' Fretz ähnd." — „Ach dee", sagt die Eva, und dann stehen sie wieder stumm, und ihre wasserhellen Augen, die einander geschwisterlich gleichen, wandern in unbetretbare Fernen, jenseits der Abendwolken. Dann gehen sie voneinander, jedes sein Tagewerk bis zu Ende zu bringen.

Eva steht in der großen Stube, die nicht mehr bewohnt wird. Äpfel, gelbe und rote, sind auf der Erde ausgebreitet vor ihr, und Gurkentöpfe stehen da und getrocknetes Obst. Aber die alte Frau sieht ohne Stolz, fast vergrämt auf die Schätze. Wer soll denn das alles verzehren? Zwei so alte Leutchen?

An den Wänden ringsum hängen verblichene Bilder, Werke eines unbeholfenen Dorfphotographen: Kinder, Konfirmanden, junge Burschen, Soldaten — immer dieselbe Gesichter — immer umwunden von Strohblumenkränzen. Evas Augen wandern von einem zum andern, bis alles vor ihren Blicken verschwimmt und sie müde den Kopf senkt.

So, die Hände über der Schürze gefaltet, findet sie noch der Adam, als er Feierabend gemacht hat. Er sieht die Tränen in ihren alten Augen. „Loat man, Mutter", sagt er, „moak mi man wat to eete!"

Da ist die Eva auch schon mit kurzen, schnellen Schritten in der Küche und beginnt hin und her mit Töpfen und Pfannen zu hantieren.

Und nun ist die Reihe an Adam, starr zu stehn mit gefalteten Händen. Von der Tür her horcht er hinab nach der Harmonika, die in dem armen Holzhaus da unten zum Tanz spielt. Seine Lippen bewegen sich in selbstvergessenem Gespräch: „Fritzke, min Sähn! Wenn wi din Hochtid noch kunnt' fiere! On denn dem Ernst sine un dem Korl sine . . ."

Wo blieb die Zeit? Wo sind sie alle, die Jungen? — Da war mal ein Bild in der Zeitung: ein Feld, das Kreuze trug statt der Ähren . . . In Flandern wuchsen die so . . .

„Oawendbrot!" ruft da die Eva, und er tappt in die Küche und sieht sie nicht an, und sie ist um ihn bemüht wie um ein geliebtes Kind mit „Voaderke hier" und „Voaderke doa!", und sie sprechen von der Ernte und dem lahmen Fuchs und dem schwarzen Huhn, das immer die großen Eier legt.

Aber als dann die Eva längst im Himmelbett liegt und noch leise ächzt, denn ihr alter Rücken trägt schon schwer an der Last des Tages, — da wandert der Adam in der Küche noch ruhelos auf und ab, bis er ihren Atem endlich langsam und gleichmäßig gehen hört. Da zieht er die Schlorren an. Es treibt ihn rings um den nächtlichen Hof. An allen Ecken liegt Arbeit, die nicht fertig wurde am Tag, und er räumt und kramt überall mit fiebernder Eile. Aber dann befällt ihn die große Müdigkeit, und er setzt sich auf einen Stein am Hoftor. Tränen fallen auf seine zitternden Hände. Man kommt nicht mehr zu Ende mit dieser Arbeit. So ein kleiner Hof ist das — und doch zu groß für einen alten, müden Mann.

„Verkaufen!" klingt es dem Adam im Ohr. Einer hat es gesagt und der andere, und jetzt hält sich seine Müdigkeit an diesem Wort wie an einem Stab.

Aber das Feld liegt dampfend im Mondlicht und wartet auf den Pflug, auf der Weide brummt verschlafen die Kuh, und der schwarze Giebel mit seinem alten Schnitzwerk ragt hoch und mahnend in die Sterne.

„Nee, nee!" sagt der Alte. „Hier will ick starwe!" Er faltet die Hände und sieht wieder hinauf zu dem Hügel, auf dem die Kreuze stehen, dunkel und voller Frieden. Wenn man da oben erst liegt, dann ist alles gut.

Aber da fällt ein Wind in die träumenden Bäume mit wirrem, erregtem Geflüster und jagt den Alten wieder auf von seinem Stein und wieder rings um den Hof herum. Wenn man da oben unter den Kreuzen liegt, was wird mit dem Hof? — Fremde kommen, — nicht Sohn, nicht Tochter, nicht Bruder, nicht Schwester. Ach, der Hof! — Sinnlos nesteln die alten Finger an Schrauben und Krampen, rühren an bröckelnde Steine. — Wer wird bauen? Wer wird säen und ernten?

Unstet gleitet sein Blick übers Feld und bleibt an der Holzkate hängen, aus der noch immer der fröhliche Lärm der Hochzeit klingt . . . Da ist mal an einem strahlenden Morgen ein hoher Sämann hinausgetreten und hat das Stückchen Land vor dem Haus besät, das viel zu klein war für den gewaltigen Schwung seines Armes. Den ganzen Sommer lang hat der Adam ihn gesehen, wie er morgens, bevor er zur Arbeit fuhr, und abends nach Feierabend das Feldchen bestellte, Kartoffeln setzte und unnütze Sträucher rodete, mit der alten Frau, der die Kate gehörte, und mit ihrer jungen Tochter. Und jedesmal, wenn der Mann da unten weit ausholte mit Axt oder Sense, dachte der Adam: „Genau so wie ons' Fretz!"

Jetzt im ungewissen Dämmern des Mondes, unter dem dunklen Himmel, der alle Grenzen entrückt, weiß der Adam nicht mehr: ist es der Fritz, der gesät und geerntet hat da unten, der heute dort Hochzeit hält — Ist es ein Fremder?

Taumelnd steht er auf und geht den weißen Sandweg hinab wie gezogen. Es ist ja nur der eine Weg in dieser Nacht, der einzige Weg, der noch in die Welt führt.

Immer lauter wird die Tanzmusik um ihn her, und er flüstert geheimnisvoll: „War man, Fretzke, ick koam!"

Da steht er auch schon in der offenen Tür, und der Duft von Tannen und Braten schlägt ihm entgegen, und ein Getöse von Stimmen umfängt ihn: „Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr . . ."

Da, auf einmal bricht alles ab, und sie werden seiner alle gewahr, starren ihn an und staunen. Er aber geht geraden Schrittes auf den Brautwinkel zu, wo unter Tannengeflecht und glutroten Georginen der hochgewachsene Sämann sitzt und die strohblonde Braut neben ihm, mit rotem, verlegenem Gesicht. Da bleibt er plötzlich verwirrt stehen im hellen Licht und weiß nicht mehr, warum er hierher kam. „Glück und Segen!" murmelt er, „Glück und Segen wollt ich bloß sagen!" Und er legt seine kalten, zitternden Finger in die große, warme Hand des Jungen. Die Braut bringt ein Gläschen Schnaps und dankt ihm artig für den Besuch. Er trinkt und sagt dann: „Nun tanzt man weiter, Kinderchen! Ich geh gleich wieder." Und Braut und Bräutigam führen ihn in ihrer Mitte zur Tür. Er steht schon draußen im Dunkel, da wendet er sich noch einmal zu dem Mann, der im erleuchteten Rahmen der Tür steht, unter der schweren Blumenkrone. Der Schleier der Braut verweht schon im Licht der Stube. „Min leewe Sähn!" sagt der Adam leise und hält ihm die Hand hin. Der Junge nimmt sie fest und sieht forschend in das zerfurchte Gesicht des Alten, in seine leidvollen, wandernden Augen. Und er wird angerührt von dem unbekannten Schmerz des andern, daß er die alte, magere Hand in seiner Faust preßt und sagt: „Sine Se man stell, Voaderke! Ich war Enne helpe." Da starrt ihn der Alte an wie eine Erscheinung, nickt ein paarmal und geht. Schon klingt wieder die Harmonika, übertönt von den unbekümmerten Stimmen der Gäste, und nur der hohe Mann in der Tür steht noch still und sieht in das Dunkel hinaus.

Als der alte Adam wieder in seinem Haus ist, holt er beim Schein der Küchenlampe die Bibel aus dem Spind, eine spitze Feder und Tinte und drei Bogen kariertes Papier. Eine Weile liest er in dem vergilbten Buch, die Zeilen mit dem Finger

verfolgend, die Lippen leise bewegend. Dann beginnt er zu schreiben, langsam, mit unregelmäßiger Schrift, deren Buchstaben gegeneinanderfallen:

„Lieber Sohn!

Ich bin ein alter Mann. Schon nah an der Ewigkeit. Mein Hof und Feld sind zu groß für meine alten Hände. Aber deins ist zu klein für dich. Du bist jung und hast Kraft, wie ich sehe. Du sollst kommen pflügen und säen auf meinem Feld. Du sollst mein lieber Sohn sein und meinen Hof kriegen. Jetzt gleich. Er soll nicht verkommen. Wie man bei den Gerichten das aufsetzt, weiß ich nicht. Da mußt du dich selber befragen. Uns alte Leute wirst du auch ernähren auf diesem Hof. Bis uns der Herr abruft, der dir möchte seinen Segen geben. Amen."

Lange hat das gedauert, bis Satz um Satz auf dem weißen Papier stand. Nun aber räumt er bedachtsam alles zusammen und legt sich zu Bett — und schläft. Und die Tiere schlafen und die Felder und das ganze dunkle, alte Gehöft, traumlos und tief geborgen in dem sicheren Wechsel von Tag und Nacht.

Frauen als Duellgegner.

Ein tragisches Pistolenduell in USA. — Germanische Zweikämpfe zwischen Mann und Frau. — Kann man den eigenen Chef fordern?

In Shreveport, im nordamerikanischen Staat Louisiana, fochten kürzlich zwei siebzehnjährige Mädchen, Elwin Allen und Jessie Pepper, ein Pistolenduell aus, bei dem erstere getötet wurde. Jessie wurde daraufhin verhaftet und unter Mordanklage gestellt.

So ungewöhnlich und merkwürdig dieser Zweikampf zwischen Backfischen auch ist, — Familienstreitigkeiten waren seine Ursache — so hat er doch zahlreiche Gegenstücke in der Geschichte. Sowohl Frauen untereinander, als auch Mann und Frau pflegten ihre Meinungsverschiedenheiten oft genug mit Säbeln oder Pistolen auszutragen. Schon die alten Germanen kannten den Zweikampf zwischen beiden Geschlechtern. Da jedoch nach germanischem Recht der Mann nur mit ritterlichen Waffen kämpfen durfte und der Zweikampf zwischen verschiedenen Geschlechtern als unmännlich galt, durfte der Mann nicht wie gegen seinesgleichen die blanke Waffe führen. Er mußte sich vielmehr mit einem — Prügel verteidigen. Die Frau hingegen erhielt einen Stock oder einen in ein Tuch eingewickelten Stein als Angriffswaffen. Zum Ausgleich der Kräfte wurde der Mann auch in eine Grube gestellt, die ihm bis zur Hüfte ging. Außerdem wurde ihm nur ein Arm zum Kampf freigegeben, der andere jedoch auf dem Rücken festgebunden. Es läßt sich denken, daß unter diesen Umständen der Mann einer tapferen und angriffslustigen Gegnerin gegenüber vielfach unterlag. Schon in den frühesten germanischen Rechtsschriften wird auf diese eigentümliche Form des Gottesgerichts hingewiesen. Zuerst war ein solcher Zweikampf zwischen Mann und Frau nur den edelsten Familien gestattet. Er ging dann jedoch allmählich in das Brauchtum der Freien und später in das der Bauern und Handwerker über, wo er zu einer ständigen Einrichtung wurde, während er bei den obersten Volksschichten schon seit Jahrhunderten nicht mehr ausgeübt wurde.

Zweifelhafte „Siegespreise".

Auch in der Rechtsordnung des Mittelalters scheint der Zweikampf zwischen Mann und Frau eine bedeutende und in den Einzelheiten der Durchführung genau geregelte Stellung eingenommen zu haben. Er war an gewisse, uns heute allerdings ungeheuerlich dünkende gesetzliche Bestimmungen gebunden, denen sich keiner der Duellgegner zu entziehen wagen durfte. Siegte die Frau in dem ungleichen Zweikampf, so wurde der Mann enthauptet. Behielt hingegen der Mann die Oberhand, so kam die Frau „nur" um ihre Hand. Zu allen Zeiten hat sich jedoch der Mann nur ungern der Frau zum Zweikampf gestellt, da er sich hiermit dem Spott seiner Geschlechtsgenossen preisgab und moralisch auf alle Fälle den Kürzeren zog. Diese Anschauung wird auch in den Dichtungen des Mittelalters vielfach vertreten.

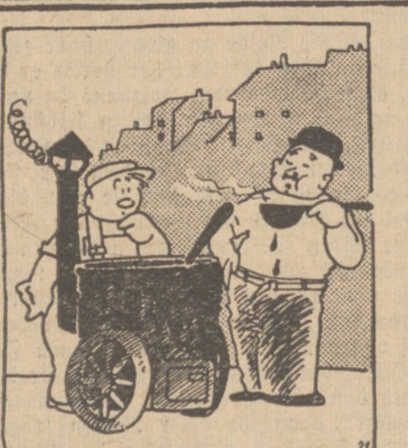
Wohl der bekannteste Zweikampf der Geschichte zwischen Mann und Frau war das berühmte Duell zwischen „Madame" La Chevalier d'Eon de Beaumont und Monsieur de Saint George im Jahre 1787. Chevalier d'Eon galt als einer der fähigsten französischen Offiziere im diplomatischen Dienst. Ob er in Wirklichkeit ein Mann oder eine Frau in Hosenrolle war, — das war die große Frage seiner Zeit. Monsieur de Saint George gedachte dieses interessante Problem zu lösen, indem er überraschend in die Wohnung des Chevaliers d'Eon eindrang. Angeblich ist es dem wißbegierigen Kavalier dabei sogar geglückt, festzustellen, daß d'Eon eine Frau war. Wie dem auch sei, Monsieur de Saint George mußte sich dem Chevalier d'Eon daraufhin zum Duell stellen und von seinem in Frauenkleidern fechtenden Gegner eine schwere Verwundung hinnehmen. Er hat sich seitdem nie mehr für das wahre Geschlecht des geheimnisvollen Kavaliers interessiert.

Alice fordert auf Säbel.

In neuester Zeit hat sich das sogenannte „schwache Geschlecht" gleichfalls in vielen Fällen im Zweikampf erfolgreich seiner Haut zu wehren gewußt. Erst vor wenigen Jahren forderte in Budapest Frau Alice Katona, die frühere Direktrice eines Modesalons, ihren ehemaligen Chef wegen schwerer Ehrenbeleidigung zu einem Säbelduell heraus. Frau Katona war mit der Gattin des Saloninhabers in Streit geraten und kündigte daraufhin ihre Stellung. Nach wenigen Tagen schickte sie dem Geschäftsmann ihren Sekundanten. Dieser nahm die Herausforderung an und hatte in dem bald darauf stattfindenden Duell einen schweren Stand, da Frau Katona als Fechterin hervorragend geschult war.

Ehrenrettung oder grober Unfug — fragt man sich, wenn man von Zweikämpfen zwischen Frauen oder gar Angehörigen verschiedener Geschlechter hört. Die Entscheidung kann nicht schwer fallen. Der Kampf mit der blanken Waffe oder Pistole ist ein Vorrecht des Mannes, das nicht zu einer bloßen Spielerei herabgewürdigt werden darf. Blutiger Ernst war es allerdings beiden Duellgegnerinnen im Fall von Shreveport. Die Mütter der streitbaren Mädchen waren eines Tages in Begleitung ihrer beiden Töchter an einer Tankstelle zusammengetroffen, um ihre Wagen füllen zu lassen, wobei es zu einer heftigen, handgreiflichen Auseinandersetzung kam, die Frau Pepper erhebliche Kratzwunden einbrachte. Bald darauf fand das verhängnisvolle Pistolenduell statt, das einer erst Siebzehnjährigen das Leben kostete. Eine gehörige Tracht Prügel für beide Backfische wäre entschieden besser gewesen, als ein derartiger Zweikampf, der wiederum ein grelles Schlaglicht auf die Gesellschaftsmoral im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" wirft.





Der frühere Koch, der Asphaltsieder wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.